[SZ-PROD: SZ-DOS-SEITE01 ... 11.07.20] Author:RATZESBERGP Date:12.07.20 Time:23:27

BUCH ZWEI

„Wenn mich einer fragt, wo ich herkomme, dann sage ich: Da durch die Tür.“

Noa K. Ha, 46, Stadt- und Migrationswissenschaftlerin. Arbeitet am Deutschen Zentrum für Migrations- und Integrationsforschung in Berlin und war vorher an der Technischen Universität Dresden.

„Ich dachte lange, wir wären auf einem guten Weg. Aber das stimmt nicht.“

Pablo Thiam, 46, Fußballmanager. Spielte in der Bundesliga zuletzt für den VfL Wolfsburg und leitet heute dessen Nachwuchsakademie.

„Ich habe das Gefühl, die Revolution läuft schon, nur, wir begreifen es noch nicht.“

Pınar Karabulut, 33, Regisseurin. Inszenierte unter anderem an der Berliner Volksbühne und ist nun Teil der Künstlerischen Leitung der Münchner Kammerspiele.

Wir müssen reden

Selten wurde so viel über Rassismus debattiert wie in den vergangenen Wochen. Und jetzt? Ein Tischgespräch über Deutschland, Taxifahrten, Fußballplätze – und die große Frage, was sich ändern muss

INTERVIEW: GÖKALP BABAYIĞIT, STEFAN BRAUN UND PIA RATZESBERGER
FOTOS: NATALIE NEOMI ISSER

Ein Nachmittag in Berlin, Ende Juni. Ein Café in Kreuzberg, Backsteinwände, der Tisch ist gedeckt, nur ein Gast fehlt noch. Man begrüßt sich mit Ellbogen, niemand kennt sich, viele Fragen. Wer macht was, wer ist woher angereist, wobei niemand Leszek Nadolski übertrumpfen kann, der mit seinem eigenen Taxi vorgefahren ist: „Ich hätte auch noch jemanden mitnehmen können.“ Dann hetzt Pablo Thiam um die Ecke, Fußballmanager, ein letzter Ellbogenbump. Alle sechs Plätze sind besetzt. Sieben Gäste sind eingeladen, aber einer braucht keinen Stuhl – Sternekoch Nelson Müller schaltet sich aus Essen mit dem Handy zu.

SZ: Es wird gerade viel über Rassismus gesprochen. Was nervt Sie an der Debatte, worüber wollen Sie heute auf keinen Fall reden?
Aynur Boldaz-Özdemir, Unternehmerin: Ich würde sagen, es wird noch zu wenig über Rassismus gesprochen.
Noa K. Ha, Migrationsforscherin: Was mich wirklich stören würde, wäre, wenn wir in dieser Runde einfach nur von unseren Erfahrungen mit Rassismus erzählen. Dass wir uns hier erklären müssten, das wäre mir unangenehm. Aber ich begrüße total, dass zum ersten Mal relativ breit über strukturellen Rassismus gesprochen wird.
Gloria Boateng, Lehrerin: Mein Gefühl ist, dass sich viele von der Debatte angegriffen fühlen. Sie sagen dann „Ich bin kein Rassist“ und fahren ihre Mauer hoch. Deshalb kommt man nicht weiter und muss immer wieder an derselben Stelle anfangen.
Pablo Thiam, Fußballmanager: Es ist ja auch kein schönes Thema. Es ist ja nicht so, dass wir morgens aufstehen und sagen, „Mensch, lasst uns wieder über Rassismus debattieren, weil es so viel Spaß macht.“ Nein, es macht keinen Spaß, nur wir müssen darüber reden.

SZ: Was war Ihr erster Gedanke, als wir Sie eingeladen haben?
Pınar Karabulut, Regisseurin: Ich habe als Erstes gefragt, wer noch dabei ist. Als ich die Namen gehört habe, war ich froh, und ich finde es so wichtig, dass wir zusammensitzen. Einerseits liebe ich diese Runde. Andererseits will ich wissen: Was denkt die andere Seite? Wie kommen wir darüber hinweg, dass Weiße nicht über Rassismus reden wollen? Warum müssen wir immer die Beauftragten sein? Warum bin ich das Auswärtige Amt in Deutschland?
Boldaz-Özdemir: Ich dachte zuerst, ich habe keine Zeit, ich muss mich um mein Unternehmen kümmern, ich habe 150 Mitarbeiter. Aber dann war für mich klar, nein, ich muss hingehen, wir müssen darüber reden. Ich liebe Deutschland, ich fühle mich sehr wohl hier. Aber je älter ich werde, umso mehr mache ich mir langsam Sorgen: Wo ist jetzt dein Zuhause und wie geht das hier weiter?
Leszek Nadolski, Taxifahrer: Ich war überrascht, dass gerade ich eingeladen wurde. Der Rassismus mir gegenüber ist nicht so ausgeprägt wie bei Ihnen. Ich weiß, dass ich es aufgrund meiner Hautfarbe einfacher habe als Sie, vor allem in Berlin. Es geht bei mir eher um Mikrorassismen, um Sprüche wie: „Kaum gestohlen, schon in Polen.“ Es gibt viele Polen hier in der Stadt und wir wollten uns unbedingt anpassen. Mein Motto war: 100 Prozent kann jeder. Als Migrant musst du 200 Prozent leisten, dann wirst du akzeptiert.

SZ: Würden Sie sagen, bei der hier geborenen Generation ist das anders?
Nadolski: Ja klar. Sie haben ganz andere Chancen, wir zwangen unsere beiden Jungs auf die Uni, sie haben Mathe studiert. Mein Ältester promoviert und macht irgendwas mit atomaren Explosionen, das ich nicht verstehe. Er hat es leichter. Er ist die zweite Generation, er wird nicht mehr als Pole gesehen. Aber wir haben ihn Michael – auf Englisch – genannt. Wir wollten ihm keinen polnischen Vornamen geben.
Ha: Ich würde mir selbst gar keinen Migrationshintergrund zuschreiben, weil ich in Deutschland geboren bin. Wir können nicht wie die erste migrantische Generation zu unseren Kindern sagen „Ihr müsst es besser machen“, weil wir haben es schon so super gemacht, wir haben die Schulen hier durchlaufen, haben hier studiert, und unsere Kinder machen trotzdem wieder diese Erfahrungen. Meine Kinder sprechen perfekt Deutsch und werden auf dem Spielplatz gefragt, warum sie so schwarze Haare haben. Daran merke ich: Es hat mit Migration nichts mehr zu tun.

SZ: Herr Thiam, nach den rassistischen Äußerungen des Unternehmers Clemens Tönnies 2019 – der vorschlug, Atomkraftwerke für Afrika zu finanzieren, damit „die Afrikaner aufhören, wenn's dunkel ist, Kinder zu produzieren“ – haben Sie gesagt, dass Sie lange glaubten, wir wären weiter. Wir sind es also nicht?
Thiam: Wir wähnten uns auf einem guten Weg, nach dem Motto, alles wird Multikulti, die Welt wird globaler. Man fliegt heute in einer Stunde dorthin oder dahin. Aber

Ein Tisch, ein Thema, sieben Perspektiven: Die Runde im Café der Alten Feuerwache in Berlin.

mit dem Erstarken der AfD hat man klar gemerkt, dass ein gewisser Sprachgebrauch wieder völlig normal wurde.
SZ: Auch in Ihrem Umfeld?
Thiam: In der Umgebung, von der man denkt, man kennt sie: Da wird über Ausländer geschimpft, und dann wird gesagt „Ich meine damit nicht dich, du bist ja ganz anders.“ Wie bin ich denn anders? Und wenn meine Tochter gefragt wird: „Wo kommst du denn her?“, und sie sagt: „Berlin-Wilmersdorf“ – dann gucken die!
SZ: Wie erklären Sie das Ihrer Tochter?
Thiam: Man läuft gegen eine Wand: Man kann einem Kind nicht erklären, warum einer deine Hautfarbe nicht mag. Meine Eltern haben mir immer gesagt: Wenn du unterwegs bist, musst du dich immer gut benehmen, du bist der erste, der auffällt, wenn du Blödsinn machst. Und man findet sich heute selbst in der Situation, in der man das den eigenen Kindern sagen möchte. Aber soweit will ich nicht gehen.

SZ: Warum sind wir noch nicht weiter?
Boateng: Wir haben in den letzten Jahrzehnten intensiv aufgearbeitet, was in den Weltkriegen passiert ist. Aber die Themen Rassismus und Diskriminierung lassen wir im Keller und machen die Tür zu und je mehr wir versuchen, nicht daran zu denken, desto größer wird der Berg. Ich finde es schön zu hören, was Sie gesagt haben, Herr Nadolski. Nach 30 Jahren werden Sie kaum mehr angefeindet. Schlimm finde ich, dass ich 30 Jahre hier bin, ich bin hier zur Schule gegangen und habe hier studiert. Ich habe mein Kind hier geboren und ich zahle hier Steuern. Und ich werde immer noch gefragt, woher ich komme. Und wenn ich sage, dass ich Lehrerin bin, heißt es: „Leiten Sie Migrantenkurse?“ Das ist das Höchste, was man mir zutraut. Selbst nach 30 Jahren wird mir das Gefühl gegeben: Du bist nicht von hier.

› *Fortsetzung nächste Seite*

[SZ-PROD: SZ-DOS-SEITE02 ... 11.07.20] Author:RATZESBERGP Date:12.07.20 Time:23:28

› *Fortsetzung von Seite 13*

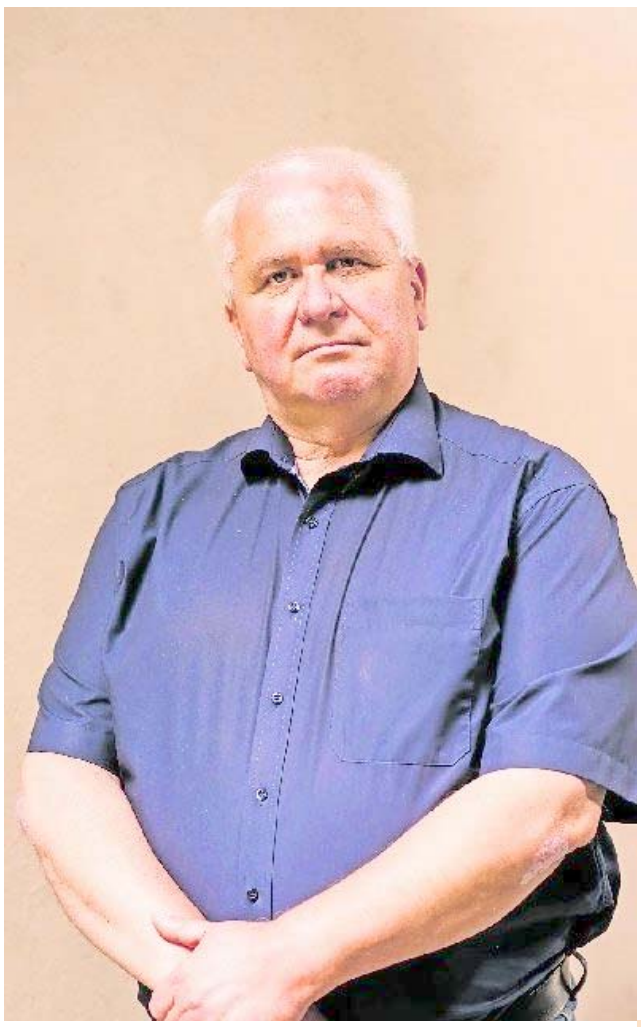
Boldaz-Özdemir: Dabei ist es ist unser Land. Es ist mein Land. Ich wurde vor Jahren gefragt: Wo wollen Sie beerdigt werden? Ich habe gesagt, wenn ich diese Frage geklärt habe, bin ich angekommen. Vor fünf Jahren habe ich gesagt, ich weiß wo: in Deutschland. Wenn man mich mittlerweile fragt, seit dem Aufstieg der AfD, immer noch in Deutschland? Dann sage ich: Doch, doch, doch, wir müssen kämpfen. Mir macht Hoffnung, dass sich so viele junge Leute bei Black Lives Matter engagieren, aber es ist noch nicht genug.
Boateng: Und es geht nicht nur um Rassismus. Mir geht es um die Frage: Was für eine Gesellschaft wollen wir sein? Wie wollen wir miteinander umgehen? Man muss ein Gefühl füreinander entwickeln: Was stört dich? Was verletzt dich? Könnten Wunden entstehen, wenn ich das so oder so sage? Wenn dieses Gefühl nie gefördert worden ist – auch strukturell nicht –, ist es jetzt an der Zeit. Ich bin optimistisch. Wir haben jetzt einen Aufruhr, und ich hoffe, es entsteht noch ganz viel daraus.

SZ: Frau Ha, sind Sie auch so optimistisch?
Ha: Ja und nein. Seit 2015, dem sogenannten Sommer der Migration, ist für mich ein Backlash zu erleben, der mich an die frühen Neunziger erinnert, an die Zeit nach der Wiedervereinigung. Nächstes Jahr haben wir 30 Jahre Hoyerswerda, dann 30 Jahre Mölln und Rostock und danach 30 Jahre Solingen. In den kommenden drei Jahren blicken wir zurück auf 30 Jahre rassistische Gewalt und wir diskutieren immer noch nicht, was das mit uns zu tun hat.
Karabulut: Ich war noch sehr jung, als die Anschläge in den Neunzigern passierten, aber ich werde nie vergessen, was für ein Gefühl das zu Hause war. Es ist superschwer zu beschreiben, aber diese Angst, die plötzlich die Eltern haben, während man als kleines Kind nicht versteht, was los ist. Und Deutschland akzeptiert diese ganzen Attentate noch immer nicht als Teil der deutschen Geschichte. Meine deutschen weißen Freunde aus meiner Generation wissen gar nicht, was damals passiert

Noa K. Ha, Stadt- und Migrationsforscherin, und Pablo Thiam, Leiter der Akademie des VfL Wolfsburg.

ist. Jemand sagte vorhin, dass mit der AfD ein neuer Sprech reingekommen ist. Wenn ich mir anschaue, wie damals in Rostock die Leute in Interviews gesprochen haben: Das ist eins zu eins das Wording, das heute noch gesprochen wird – oder wieder.
Ha: Diese Gesellschaft muss sich ändern und ich will, dass sie sich so ändert, dass sie eine Gesellschaft wird, in der ich gerne leben möchte. Ich frage nicht mehr, wer mich hier haben will. Wenn mich einer fragt, wo ich herkomme, sage ich: „Da durch die Tür." Und wenn wir über Rassismus reden, reden wir nicht nur über Vorurteile, sondern wir reden auch über eine Geschichte des Kolonialismus, der in Europa und in Deutschland noch immer nicht benannt wird. Wir müssen also nicht nur über die Gefühlsebene reden, sondern wir brauchen ganz viel politische Bildung in den Schulen.

SZ: Wird Kolonialgeschichte in der Schule überhaupt behandelt, Frau Boateng?
Boateng: Kaum. Wenn doch, dank einzelner Lehrkräfte. Oder eine Schule sagt mal „Wir sind eine Schule ohne Rassismus." Aber das ist zunächst nur ein Bekenntnis, man muss nicht mehr machen, als Unterschriften sammeln. Ich will das nicht herunterspielen, aber ich finde es sehr wichtig, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, woher der Rassismus kommt. So viel Stoff in der Schule ist scheinbar wichtiger.
Nadolski: Trotzdem möchte ich sagen, dass wir in Deutschland auf dem richtigen Weg sind. Rassismus hat es schon immer gegeben, vor 100 Jahren, vor 200 Jahren. Die Neunziger sind ein gutes Beispiel, damals war eine solche Debatte wie heute kaum möglich. Ich kann euch verstehen. Aber trotzdem denke ich, dass wir auf einem guten Weg sind.
Karabulut: Ich finde es toll, dass du sagst, Deutschland ist auf einem guten Weg. Ich würde das niemals sagen! Das heißt, dann darf ich mich zurücklehnen. Aber niemand darf sich zurücklehnen. Weder die Weißen noch People of Colour, PoC. Da bin ich streng. Zu sagen: „Och, wir sind auf einem guten Weg, da mache ich heute mal einen Cheat Day." Nee, geht nicht. Man verliert dann eine Form von Awareness, von Bewusstsein.
Nadolski: Doch, Deutschland ist auf dem richtigen Weg. Als ich nach Deutschland gegangen bin, war das für meine Oma das Schlimmste, was überhaupt passieren konnte: „Mein Enkel geht nach Deutschland." Für sie war das Krieg und Tod. Aber zwei Generationen später ist das total was anderes und meine Kinder sind wieder einen Schritt weiter. Das wird so weitergehen, wenn wir weiter daran arbeiten.
Karabulut: Es gingen jetzt ja die Black-Lives-Matter-Proteste los, es geht in eine richtige Richtung, das stimmt schon. Soweit ich mich erinnern kann, ist das das erste Mal, dass Weiße und PoCs zusammen demonstrieren, dass die Mehrheitsgesellschaft verstanden hat, dass wir auf die Straße gehen müssen. Vielleicht hat das aber auch was damit zu tun, dass wir während Corona alle zu Hause eingesperrt waren.



„Als ich nach Deutschland bin, war das für meine Oma das Schlimmste, was passieren konnte."

Leszek Nadolski, 55, Taxifahrer. Kam in den 1980er-Jahren nach Berlin und fährt seit 30 Jahren seine Kunden durch die Hauptstadt.

„Wir müssen ein Gefühl füreinander entwickeln: Könnten Wunden entstehen, wenn ich das so oder so sage?"

Gloria Boateng, 41, Lehrerin, auch Moderatorin. Unterrichtet in Hamburg und setzt sich mit ihrem Verein Schlaufox für Chancengleichheit ein.

Ich habe das Gefühl, die Revolution läuft schon, nur, wir begreifen es noch nicht.
Thiam: Herr Nadolski, ich habe auch lange gedacht, wir sind auf einem guten Weg. Aber das stimmt nicht. Europa ist am Wanken, das Problem ist nicht nur die AfD, wir haben in Ungarn und Holland rechte Tendenzen …
Nadolski: … in Polen!
Thiam: Genau, innerhalb verschiedener Staaten gibt es Gruppen, die eine Abspaltung von Europa wollen. Und dadurch wird auch wieder im eigenen Land geguckt – wer gehört zu uns und wer nicht? Da fühlt man sich innerhalb von Europa schon unsicher. Ich möchte nicht, dass das Thema Rassismus zu einem Wahlkampfthema wird, weil wir dann alle verloren haben.
Ha: Für mich waren die vergangenen zweieinhalb Jahre in Dresden aufschlussreich. Letztes Jahr war Wahlkampf und man wusste nicht, ob die AfD in Sachsen in die Regierung kommt und, ob das Wissenschaftsministerium womöglich an die AfD geht. Es gab in der Universität die Frage, ob man sich hier positioniert – wie kann man sich um Himmels willen nicht positionieren, wenn die AfD bei über 25 Prozent liegt? Das ist fast schon etwas Deutsches, weil man sich nicht angreifbar machen will, und das bereitet mir Sorge. Das eine Problem sind die Leute, die rassistische Sprüche machen, die Wahlkampf betreiben. Das andere sind die, die schweigen. Die Frage ist ja auch: Wo kriegen wir den Widerstand her?

„Die Frage ist ja auch: Wo kriegen wir den Widerstand her?"

SZ: Herr Müller, wie erleben Sie das?
Nelson Müller, Gastronom: Zu der Frage, ob es besser wird – ich habe tatsächlich das Gefühl, dass es in den Neunzigern schon mehr Gesichter zum Beispiel im TV gab, an denen man sich als Andersfarbiger oder als Andersdeutscher orientieren konnte. Ich glaube auch, dass es wichtig ist, in die Vergangenheit zurückzugehen, den Kolonialismus aufzuarbeiten, aber ich glaube gleichzeitig, dass es die Gefahr gibt, dass dunkle Menschen immer in so einer Art Opferrolle bleiben. Ich würde mir wünschen, dass es mehr Werbung für ein normales Miteinander gibt. Das Problem habe ich auch mit der aktuellen Debatte, dass viel nur in Extremen gesehen wird.

SZ: Frau Karabulut, welche Erfahrungen haben Sie da am Theater gemacht?
Karabulut: Die Theater versuchen divers zu sein, aber die Praxis ist schwierig. Wenn ich beim Vorsprechen sitze, passiert es durchaus, dass ein weißer männlicher Kollege, auch Regisseur, nach einer Schauspielerin mit einem sogenannten Migrationshintergrund sagt: „Die hat nicht so viel Handwerk, die hat nicht die Mittel, die ist nicht gut genug." Und später, bei einer weißen Schauspielerin heißt es dann: „Die hat nicht so viel Handwerk, die hat nicht die Mittel, aber die ist super!" Warum ist es bei der einen der Grund, sie einzustellen und

„Wollt ihr mich wegen meiner Kunst oder wollt ihr mich als Token?"

bei der anderen der Grund, sie abzulehnen? Es heißt auch manchmal, wenn es eine Türkin im Ensemble gibt: Ah, dann müssen wir die zweite Türkin nicht einladen, weil wir haben ja schon eine.

SZ: Sehen Sie die Gefahr, dass es Theater gibt, die sagen, jetzt haben wir eine, die hat Migrationshintergrund, und ist auch noch eine Frau, die stellen wir ein und dann ist aber auch gut mit dem Thema?
Karabulut: Natürlich, aber das Gute ist, dass ich meinen Mund aufmache und ich frage dann einfach: Wollt ihr mich wegen meiner Kunst oder als Token – also als Symbol, als Repräsentantin einer Gruppe?
SZ: Hat letzteres schon einmal jemand zugegeben?
Karabulut: Das traut sich niemand. Aber ich muss sagen, ganz generell, wir sind noch lange nicht so weit, dass alle alles spielen können. Dass es einen schwarzen Hamlet geben kann oder einen türkischen Romeo, ohne dass es sofort heißt, oh, was will die Regisseurin damit sagen? Ich muss mich in Interviews dafür rechtfertigen, wenn ich Romeo und Julia inszeniere, warum die eine Seite nicht Kopftuch trägt und die anderen Neonazis sind. Da denke ich mir nur: Die Neunziger sind vorbei!
Thiam: Ich möchte eigentlich nicht so eine Rolle haben, so von wegen, schau mal, das ist unser Vorzeigemigrant. Ich habe gar keine Lust, die ganze Zeit diese Bürde zu tragen.

Frau Boldaz-Özdemir, Sie haben in einem Interview einmal gesagt, Menschen mit Migrationshintergrund müssten sich engagieren, wenn man sie lässt. Aber was ist, wenn man sie nicht lässt?
Boldaz-Özdemir: Ich war mal auf einer Veranstaltung, bei der ein Banker neben mir saß, der nicht wusste, was ich mache. Als ich sagte, dass ich eine Firma habe, fragte er: „Kosmetik?" Als ich sagte, ich habe 150 Mitarbeiter, war er richtig geschockt. Ich glaube, es müssten viel öfter positive Beispiele gezeigt werden, damit sich etwas verändert. Bitte auch Flüchtlinge zeigen, die gerade erst ankamen und einen Job haben. In meiner Firma arbeiten viele.

Würden Sie da die Medien kritisieren?
Boldaz-Özdemir: Ja! Wenn ein türkischstämmiger Junge Blödsinn macht, wird über ihn drüber getrampelt.
Müller: Es wird zu wenig gezeigt, was schon gut läuft. Da könnte mehr gehen.
Karabulut: Es ist absurd, wie 2020 immer noch Bericht erstattet wird. Das Attentat in Hanau dieses Jahr ist ja das beste Beispiel dafür, da hieß es gleich am Anfang, das sei bestimmt jemand aus der PoC-Runde gewesen und dann war es doch jemand, der weiß war.
Ha: Mir fehlt auch die Selbstverständlichkeit, in einer pluralen Einwanderungsgesellschaft zu leben, selbstverständlich Namen zu hören, die nicht Deutsch klingen. Es sind immer die gleichen Geschichten, die ich höre, und ich komme in ihnen nicht vor. Mir sind auch die No-go-Area-Debatten auf die Nerven gegangen, weil ich ganz viele schwarze migrantische Leute in Dresden und Sachsen kennengelernt habe, die sich entschieden haben, da zu bleiben. Wobei ich auch sagen muss: Mein Sohn hatte hier in Berlin zweieinhalb Jahre jedes Mal Angst, wenn ich nach Dresden gefahren bin. Ich habe gesagt: Komm mit, guck es dir an, und er ist auch mitgefahren. Aber er wurde immer nervös, wenn er eine Gruppe junger Männer gesehen hat, was öfter vorkommt an einer Technischen Universität.
Thiam: Ich habe Freunde im Osten, da graust es mir, wenn ich mit der Bahn hinfahren muss. Da informiere ich mich genau, wo komme ich an, wo ist mein Hotel, sollte ich doch lieber mit dem Auto fahren? Das darf doch eigentlich nicht sein. Und ich kann es mir aussuchen, aber es gibt viele Menschen, die haben diese Wahl nicht.
Ha: Und es gibt viele Menschen, die können sich nicht vorstellen, dass das eine tatsächliche Gefahr ist.
Boateng: Du hast eben gesagt, Pablo, dass du es manchmal auch leid bist, in diese Vorbildrolle gedrängt zu werden. Ich kann das total nachvollziehen, bin aber unter anderem Lehrerin geworden, um ein Vorbild zu sein. Weil, wer sind denn sonst die Vorbilder? Welches Kind mit schwarzer Hautfarbe traut sich sonst zu, Lehrerin zu werden? Ich will nicht ewig in dieser Rolle sein, aber ich glaube, eine Weile müssen wir noch durchhalten.

„Welches Kind mit schwarzer Hautfarbe traut sich sonst zu, Lehrerin zu werden?"

SZ: Herr Thiam, der Fußballer Mesut Özil war für viele Jugendliche ein Vorbild. Der DFB machte ihn zu seinem Aushängeschild, dann aber ließ sich Özil mit dem türkischen Präsidenten Erdoğan ablichten – und viele distanzierten sich. Welche Geschichte erzählt das?
Thiam: Mesut Özil wurde zum Vorzeigemigranten gemacht, weil es dem Verband und einem Teil der Öffentlichkeit gerade gut passte. Integrationspreis hier, Vorzeigeprofi da. Aber so politisch, wie das klingt, war Özil nie. Im Gegenteil, er war eher unpolitisch, deshalb konnte es auch zu dem Treffen mit dem türkischen Präsidenten kommen. Dann wandten sich viele von ihm ab, Politiker stellten sich hin und sagten sinngemäß: Was jucken uns die Aussagen eines Multimillionärs, der im Ausland spielt? Dabei haben DFB und Politik die Wirkung unterschätzt, die Özil auf die vielen Jungs mit Migrationshintergrund hat, die einst losgerannt waren und sich Özil-Trikots gekauft hatten. Diese Jungs haben mit einem Mal gemerkt, wie schnell man fallen gelassen wird. Seither sagen immer mehr von ihnen: Für Deutschland spielen? Ah, vielleicht doch besser nicht. Schaut euch an, wie das bei Mesut gelaufen ist.
Boldaz-Özdemir: Ich habe vor fünf Jahren von Erdoğan einen Preis für Internationales Unternehmertum erhalten. Ich wurde stark kritisiert, aber ich habe gesagt, nur weil ich den Preis erhalten habe, bedeutet das noch lange nicht, dass ich seiner Meinung bin.
Ha: Das Problem an dem Ganzen ist auch, dass es lange gedauert hat, bis es für viele Menschen aus der Türkei überhaupt möglich war, eine deutsche Staatsbürgerschaft zu bekommen.
Boldaz-Özdemir: Stellen Sie sich mal vor, ich habe schon vor 25 Jahren, damals als Putzkraft, den deutschen Pass beantragt, erfolglos. Ich habe ihn dann nach der Gründung meines Unternehmens noch einmal beantragt, wieder erfolglos. Es hieß: Nee, nee, Sie haben sich gerade erst selbständig gemacht, wir müssen erst wissen, wie ihr Unternehmen läuft. Dann habe ich vor fünf, sechs Jahren noch ein drittes Mal einen Pass beantragt, und mir wurde gesagt: Sie müssen noch diverse Unterlagen beibringen. Ich habe entgegnet: Ich wünschte, dass es einfacher wäre für jemanden, der schon so lange in Deutschland lebt und

[SZ-PROD: SZ-DOS-SEITE03 ... 11.07.20] Author:RATZESBERGP Date:12.07.20 Time:23:28

seit mehr als 20 Jahren erfolgreiche Unternehmerin ist. Heute müsste man zu mir sagen: Bitte, bitte, nehmen Sie den deutschen Pass. Dann würde ich mir's überlegen.

SZ: Wäre es eine Möglichkeit, sich selbst politisch zu organisieren, zum Beispiel eine neue, diverse Partei zu gründen?
Boldaz-Özdemir: Ich bin seit 29 Jahren bei der CDU.
Müller: Die Frage ist ja, wo sind die Menschen, die das machen wollen, die bereit sind, in die Politik zu gehen?
Ha: Ich war lange im Migrationsrat Berlin-Brandenburg aktiv und habe unglaublich viele Leute getroffen, die sich lokal politisch engagiert haben. Aber was tun die etablierten Parteien dafür, dass ihre Leute bis in die Parlamente hinein diverser werden? Da muss man Nachwuchsstrategien haben.
Müller: Man kann ja auch einfach in eine Partei eintreten und mitmachen, oder?
Boateng: Die Strukturen sind nicht durchlässig, das ist wie in vielen anderen Bereichen. Die Leute haben kaum eine Chance dahinzukommen, wo sie am Ende mitentscheiden können.
Müller: Da bin ich mir nicht so sicher, ob das wirklich so ist.
Thiam: Ich kann ein Beispiel aus dem Sport nennen. Bei den Nachwuchsleistungszentren, die wir in Deutschland haben, an die 60, bin ich der einzige farbige Leiter. Wir verpflichten Spieler ab einem bestimmtem Leistungsbereich europaweit und sogar aus Amerika. Ich sage von mir immer, dass ich keine Farben sehe, bei mir geht es ums Können. Aber ich muss in meinem Auswahlverfahren mittlerweile transparenter sein als andere, weil mir vorgeworfen wurde, ich würde nur noch farbige Spieler holen – mein Vorgänger musste sich solche Fragen nie stellen lassen.
Müller: Ich will nicht, dass man mich falsch versteht. Ich weiß genau, dass es natürlich schwerer ist, oder teilweise noch schwerer ist, aber ich glaube, manchmal auch wiederum nicht.
Thiam: Ich glaube, dass die Vielfalt innerhalb der Parteien gegeben sein muss. Man kann als Türkin auch die CDU wählen oder als Schwarzer die SPD, warum nicht? Wir wollen ja keine Sonderstellung, wir wollen ja nur teilnehmen.

„Wir werden nicht in gleicher Weise geschützt wie andere."

Boateng: Ich sehe das anders. Ich glaube, man muss manchmal gewissen Dingen eine Sonderstellung geben. Man muss etwas so lange konstruieren, bis es Normalität wird, wie etwa eine Frauenquote in Unternehmen oder eine Migrationsquote in Studiengängen. Aber Engagement in der Politik kann auch zum Problem werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, je mehr ich in der Öffentlichkeit stehe, desto mehr werde ich angefeindet. Als ich wegen meines Engagements mit meinem Bildungsverein Schlaufox mit dem Verdienstorden ausgezeichnet worden bin und meine Dankesrede online gestellt wurde – Sie glauben gar nicht, was für schreckliche E-Mails ich bekommen habe. Am Ende bezahle ich unter Umständen mit meinem Leben für mein Engagement. Denn wir werden nicht in gleicher Weise geschützt wie andere.
Ha: Mit den Demonstrationen von Black Lives Matter hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass mein Sicherheitsbedürfnis ernst genommen wird. Auch von der Politik, als die SPD-Bundesvorsitzende Saskia Esken versucht hat, was dazu zu sagen. Dann aber gab es schnell den Reflex: Wir müssen unsere Polizei verteidigen, wir dürfen ihr nicht unterstellen, dass sie rassistisch ist. Da müssen wir noch dicke Bretter bohren, weil uns permanent eine Unsicherheitslage abgesprochen wird. Dass das nicht wahrgenommen wird, verstehe ich nicht, ich bin doch auch Wählerin.
SZ: Und was halten Sie von der Idee einer Partei, Frau Ha?
Ha: Tatsächlich bin ich mit einigen Bündnispartnern und Freundinnen immer wieder im Gespräch, ob es Sinn macht, eine Partei zu gründen. Gleichzeitig glaube ich, eine migrantische Partei wird's nicht geben. Dafür ist die Migrationsgeschichte zu komplex. Und wenn man in eine Partei geht, kann es tatsächlich auch eine Gefahr sein, wir sehen das in Schleswig-Holstein an der Vizepräsidentin des Landtags, Aminata Touré, wie viel Hass sie abbekommt. Aber mir geht jedes Mal das Herz auf, wenn ich sie sehe. Dann denke ich: Wow, endlich!
Nadolski: Eine neue Partei zu gründen, wäre ein Fehler, finde ich. Wir müssen die bestehenden Strukturen nutzen, da müssen wir rein. Ich fahre seit 30 Jahren in Berlin Taxi und vor neun Jahren bin ich dann in die Taxi-Innung eingetreten, weil es mir nie gefallen hat, wie unsere Innung nach außen agiert hat. Dann eine Revolution: Ich bin erster Vorsitzender geworden. Was glauben Sie, was los war, als ich das erste Mal im Abgeordnetenhaus aufgetreten bin, ich mit meinem ostpreußischen Akzent? Die haben solche Augen gemacht! Was wir jetzt noch nicht schaffen, werden unsere Kinder auf jeden Fall schaffen, sie werden in Parlamente gehen, Minister werden. Die Veränderungen sind noch zu frisch. Dieses Internationale, diese Globalisierung – wie lange ist das alles her? 25 Jahre? 30 Jahre?
Ha: 400 Jahre.
Nadolski: Ja, ja.
Ha: Ich sage deshalb 400, weil die erste Geschichte der Globalisierung der Kolonialismus ist.
Nadolski: Ich denke, wenn wir in 30 Jahren noch einmal hier sitzen, dann sieht das ganz anders aus.
Thiam: Aber dann muss was dafür getan werden. Vielleicht sind wir ja deswegen auch einen Tick strenger zu unseren Kindern, weil wir wollen, dass die was erreichen.

„Ich habe schon vor 25 Jahren, damals als Putzkraft, den deutschen Pass beantragt, erfolglos."

Aynur Boldaz-Özdemir, 52, Unternehmerin. Kam 1987 nach Deutschland und führt heute in Berlin das Reinigungsunternehmen Forever Clean.

„Ich würde mir wünschen, dass es mehr Werbung für ein normales Miteinander gibt."

Nelson Müller, 41, Gastronom. Betreibt mehrere Restaurants, zwei in Essen, eines im Rheingau, und kocht auch im Fernsehen.

Pınar Karabulut, Regisseurin (links) und Gloria Boateng, Lehrerin in Hamburg (rechts).

SZ: Frau Boldaz-Özdemir kam 1987 nach Deutschland; Frau Karabulut ist 1987 geboren. Kann die jüngere Generation auf dem aufbauen, was die ältere Generation erreicht hat?
Karabulut: Ich bin ein Sonderfall zwischen der zweiten und der dritten Generation, weil meine Eltern als erste Generation nach Deutschland kamen, mich aber sehr spät bekommen haben. Ich finde, dass die

„Wir können jetzt viel radikaler sein, weil unsere Stimmen gehört werden."

erste Generation alles getan hat, was in ihrem Spektrum möglich war. Wir, die Jüngeren, können jetzt viel radikaler sein, weil unsere Stimmen gehört werden – und weil wir uns jetzt auch das Recht nehmen, laut zu sein.
SZ: Ist das neu?
Karabulut: Oh ja. Die erste Generation, so haben mich meine Eltern ja auch erzogen, hat zu uns immer gesagt: Wenn die Polizei kommt – schweigen. Und wenn jemand Deutsches was sagt, immer danke sagen. Ich würde mir wünschen, dass die nächste Generation noch lauter wird.
Boateng: Ich sehe da eine große Ambivalenz. Einerseits wurde über die erste Generation immer behauptet, sie wolle sich nicht integrieren. Andererseits habe ich bei meinem Umfeld erlebt, wie unfassbar angepasst die Leute waren. Wenn ich aber

Pablo Thiam und Aynur Boldaz-Özdemir, Sozialunternehmerin in Berlin.

in ein Land komme und sage: Bloß leise sein, bloß nichts falsch machen, dann kann sich auch nichts verändern.
Thiam: Ich kenne das aus den Neunzigerjahren. Wenn man auf dem Platz rassistisch beleidigt wurde, in Hoyerswerda zum Beispiel, da haben die Mitspieler nur gesagt: „Junge, komm, da stehst du drüber". Das war's.
SZ: Beschränkte sich das auf das Stadion?
Thiam: Nein. Wir haben damals zum Beispiel in Hoyerswerda übernachtet und wollten abends in einen Club. Die ganze Mannschaft, Saisonabschluss feiern. Dann kommen wir da rein und da stehen einige Leute mit Springerstiefeln und Glatze. Ich sagte zu meinen Mitspielern: „Jungs, ich muss auf Toilette. Und danach wäre es super, wenn ihr mich zum Taxi begleiten könntet." Dann bin ich mit einer Eskorte auf die Toilette gegangen und danach ins Taxi gestiegen. Die anderen haben weiter gefeiert, nur mein Teamkollege Sunday Oliseh und ich fuhren ins Hotel zurück. So war das früher: Man hat sich geduckt. Und man ist weitergegangen.
SZ: Und heute?
Thiam: Der Unterschied heute ist, dass man sich nicht mehr duckt, sondern den Mund aufmacht, nicht spaltet, aber den Finger in die Wunde legt.
Boateng: Wir sind in einer Situation, wo wir einerseits ein Teil von Deutschland sind. Aber andererseits dürfen wir nicht sagen: Okay, alles ist gut, wie es ist. Denn das ist es nicht. Wir wollen auch gesehen werden, mit unseren Bedürfnissen. Dafür müssen wir aufbegehren.
Nadolski: Als ich 1984 nach Deutschland kam, waren alle Ärzte, Schauspieler, Politiker, Fußballer Deutsche. Da war Rudi Carrell wahrscheinlich der einzige, der nicht aus Deutschland kam. Gucken Sie sich das jetzt an.
Thiam: Es hat sich was getan. Aber es ist viel zu wenig.
Ha: Für mich war das Buch von Max Czollek „Desintegriert euch!" sehr erhellend, der in einer Passage schreibt, die größte Integrationsleistung Deutschlands, sowohl der BRD als auch der DDR, sei die Integration der nationalsozialistischen Täter gewesen. Von dort aus fängt er an, den Integrationsbegriff zu zerlegen. Ich denke, wir kommen eigentlich nur weiter, wenn Integration heißt: Wir müssen über Pluralisierung und Demokratisierung reden. Demokratisierung von Bildung; Demokratisierung von Einwanderung. Dann kommen wir zu einer pluralen deutschen Gesellschaft.
Karabulut: Man muss über einen anderen Begriff nachdenken. Wir brauchen ein anderes Wording.
SZ: Was wäre eine Alternative?
Boateng: Diversität, Vielfalt. Nicht mehr über Integration zu reden, sondern über die Frage: Wie wollen wir als Gesellschaft zusammenleben? Wir können ohnehin nicht auf einer Ebene ansetzen und dann wird alles besser, vergiss es. Wir müssen auf vielen Ebenen gleichzeitig ansetzen und wir brauchen auch Mut, uns nicht mehr alles gefallen zu lassen.
Zum Beispiel?
Boateng: Als ich mich an einer Schule für eine Führungsposition beworben habe, hat der Schulleiter zu mir gesagt: „Ihre Bewerbung war super, Ihr Konzept war toll. Aber Sie werden verstehen, dass ich die Stelle mit jemandem besetzen muss, der vom ganzen Kollegium getragen wird." Ich habe gefragt: „Warum sollte das bei mir nicht so sein?" Da hat er nur gesagt: „Na, das ist ja offensichtlich." Er fand mein Konzept so gut, dass er mich auf eine Stelle darunter holen wollte. Da habe ich dankend abgelehnt.

SZ: Was können die Menschen beitragen, die keine Diskriminierungserfahrungen haben?
Boateng: Anfangen zu sehen, dass es Rassismus gibt in diesem Land, anfangen sich mit den Strukturen zu beschäftigen. Auf dem Arbeitsmarkt, auf dem Wohnungsmarkt. In den Schulen. Nicht die Mauer hochfahren und sagen: Wir sind es nicht! Deutschland ist nicht rassistisch! Sondern anzuerkennen: Ja, viele Menschen in diesem Land verhalten sich rassistisch. Und dann können wir von diesem Punkt aus weitergehen: Wie sehen eigentlich die Übergänge aus? Welche Kinder bekommen nach Klasse 4 welche Empfehlungen? Und warum? Ich zum Beispiel habe eine Hauptschulempfehlung bekommen. Wäre es danach gegangen, hätte ich nie studiert. Meine einzige Chance war, dass ich mich geweigert habe. Ich habe gesagt, ich gehe da nicht hin, also mussten sie eine andere Schule für mich suchen.
Ha: Ich würde mir zum Beispiel wünschen, dass das Buch „Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte" ein Standardwerk in deutschen Schulen wird. Ich finde wirklich, das müssten alle gelesen haben. Und wir haben zwar ein Zentrum für Antisemitismusforschung in Deutschland, aber kein einziges Zentrum, keine einzige Professur, die rassismuskritische Forschung macht.

SZ: Wo werden wir in zehn Jahren sein?
Boateng: Ich glaube, das ist ein zu kleiner Zeitraum. In zehn Jahren sind wir da, wo wir jetzt sind, es wird keine sichtbaren Veränderungen geben. Aber hoffentlich ein verändertes Bewusstsein.
SZ: Das heißt, wenn wir in zehn Jahren noch einmal so am Tisch sitzen, werden wir über die gleichen Themen reden?
Boateng: Anders, lauter. Aber ja, über die gleichen Themen.
Karabulut: Ich glaube das auch. Aber ich wünsche mir auf jeden Fall: Entkolonialisierung, Entpatriarchalisierung, weg damit. Und dass die weißen Kollegen ihre Privilegien teilen, weil Privilegien teilen nicht heißt, sie zu verlieren.
Ha: Ich habe gerade gedacht, ich glaube, ich kann die Frage erst im Dezember beantworten, weil ich erst dann weiß, ob Donald Trump noch einmal US-Präsident wird. Passiert das, dann habe ich sehr viel mehr Angst, weil sich weiße Macht immer weiter radikalisiert.
SZ: Wenn es nicht schlimmer geworden ist, wäre das also schon ein Erfolg?
Ha: Sagen wir so: Wenn wir in zehn Jahren hier alle in hohen Leitungspositionen sind, dann hat sich was verbessert.
Boldaz-Özdemir: Ich wünsche mir auf jeden Fall, dass in zehn Jahren keine AfD an der Regierung sein wird, und dass man in Frieden hier leben kann. Denn ich möchte gerne hier alt werden, in Berlin.
Nadolski: Na gut, ich bin der einzige Optimist in der Runde. Es wird ein Generationenwechsel stattfinden. Die, die heute 60, 65 Jahre alt und an der Macht sind, die werden gehen. Und die, die jetzt auf die Straße gegangen sind, die werden nachrücken.
Boateng: Wenn sie denn dürfen …
Nadolski: Doch! Ganz sicher, sie werden sich das Recht nehmen. Leute, vertraut einfach darauf. Die Putins, die Erdoğans – in zehn Jahren sind die Geschichte. Und dann werden die jungen Männer und Frauen, die jetzt in den vergangenen Wochen auf die Straße gegangen sind, nachrücken. Und wenn nicht, dann werden wir helfen.
Ha: Das wäre sehr schön, aber das ist superoptimistisch, wenn ich mir ansehe, wie gut die neue Rechte organisiert ist.
Thiam: Ich hatte irgendwann wirklich geglaubt: „Mensch, du hast es geschafft. Du bist Familienvater, du bist angekommen." Alles wunderbar. Aber wenn ich sehe, was alleine in den vergangenen fünf Jahren alles passiert ist, dann ist es gefühlt heute noch schlimmer als in den Neunzigern.